

***Hasta la vista, baby* oder wie Sprache ins Herz trifft.**

Essayfragment

Christiane Andersen

Das deutsche Exil als Phänomen wird heute vorrangig mit der Zeit des Dritten Reichs von 1933-1945 verbunden, wo deutsche Schriftsteller und Gegner des Nationalsozialismus aus Deutschland fliehen mussten, weil ihnen nicht nur die Publikation ihrer Texte von den Faschisten verwehrt wurde, sondern sie auch um ihr Leben fürchteten. Eines der schnell entstehenden europäischen Emigrantenzentren ist Paris, neben Amsterdam, Stockholm, Prag und Moskau, wo unter meist schwierigen Bedingungen deutschsprachige Verlage gegründet wurden. Neben anderen existenziellen Problemen litten die Exilschriftsteller stark unter Sprach- und im weiteren Sinne Kommunikationsproblemen. Die exilgewährende Fremde verstand sie nicht, sie wurden nur geduldet, denn sie passten nicht in die sie aufnehmende Sprach- und Kulturgemeinschaft, die zu der Zeit in Europa deutlich nationalistisch geprägt war. Die sprachliche und damit geistige Isolation machte den Immigranten sehr zu schaffen. Nicht wenige der deutschen Exilautoren nahmen sich im Exil das Leben wie zum Beispiel die Schriftsteller Ernst Toller, Walter Benjamin und Kurt Tucholsky, um nur einige zu nennen. Andere wie Klaus Mann begehen Selbstmord nach ihrer Rückkehr nach Deutschland.

Der Aspekt von Sprache, Sprachkontakt und Identität im Exil aus der Perspektive der Schriftsteller ist bisher kaum beachtet worden, obwohl bereits eine umfangreiche Forschung zur deutschen Exilliteratur während des Zweiten Weltkriegs vorliegt. Exilforschung aus literaturwissenschaftlicher Sicht ist inzwischen als Forschungsrichtung wohletabliert. Doch wer hat sich bisher gefragt, ob für Kurt Tucholsky die schwedische Sprache ein existentielles Hindernis war. Er starb 1935 im Sahlgrenska Universitätskrankenhaus in Göteborg an den Folgen seines Selbstmords. Oder wer kann schon sagen, wie die spanische Sprache Walter Benjamins sprach-philosophisches Werk beeinflusst haben könnte. Benjamin nahm sich 1940 in Portbou in Spanien das Leben.

Der Dichter, Essayist und Journalist Heinrich Heine, geboren 1797 in Düsseldorf und gestorben 1856 in Paris, gehörte vielleicht zu den ersten deutschen Exilschriftstellern, die diese Bezeichnung verdienen. Heute würde Heine sicher als linker Intellektueller und Kritiker gesellschaftlicher Verhältnisse bezeichnet

werden. Die linke Weltanschauung hatte Heine auch gemeinsam mit den meisten Exilschriftstellern, die über 100 Jahre später Deutschland verlassen mussten. Heines französisches Exil war dennoch eher seine freiwillige Entscheidung als ein letzter Ausweg. Als ihn 1830 die Nachricht von der französischen Julirevolution erreichte, jubelte Heine „über den Sieg der armen Leute“ und als er dann im Mai 1831 nach Paris reiste, schrieb er gleich:

Ich habe zuletzt in Hamburg ein unerquickliches Leben geführt, ich fühlte mich nicht sicher, und da mir eine Reise nach Paris schon längst im Gemüte dämmerte, so war ich leicht beredet, als mir eine große Hand gar besorglich winkte. Indessen: fliehen wäre leicht, wenn man *nicht* das Vaterland an den Schuhsohlen mit sich schleppte! ¹

Einiges lässt sich zwischen diesen Zeilen vermuten. Heine hatte offensichtlich einen wohlhabenden Gönner, der ihm die erste Zeit in Paris erleichterte. Aber schon gleich nach seiner Ankunft quälte Heine das Heimweh, was ihn in seinem französischen Leben nie wieder verlassen wird. Heine schleppt die Heimat an seinen Schuhsohlen mit sich herum, wie er schreibt. Der Begriff *Vaterland*, den Heine damals im positiven Sinne verwendete, wird im Deutschen heutzutage seltener benutzt. Er hat inzwischen einen patriotischen Beigeschmack, der in der Gegenwartssprache eher vermieden wird. Auch *Heimat*, das urdeutsche Wort, was schon im Althochdeutschen belegt ist, trägt heutzutage einen starken emotionalen Nebenton. Heimat ist der Ort, in dem man sich zu Hause fühlt, weil man dort geboren und aufgewachsen ist. Es ist Heines deutsche Identität, mit der er sich für den Rest seines Lebens in Paris herumschlägt. Zeit seines Lebens sollte er sich nach Deutschland sehnen, wie die Zeilen aus seinem Gedicht *In der Fremde*² zeigen:

Ich hatte einst ein schönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.
Es war ein Traum.

¹ Entnommen: Heines Werke. In fünf Bänden. Erster Band. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1976. S. XV.

² Entnommen: Heines Werke. In fünf Bänden. Erster Band. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1976. S.140.

Das küßte mich auf deutsch und sprach auf deutsch
(Man glaubt es kaum,
Wie gut es klang)
das Wort: „Ich liebe dich!“
Es war ein Traum.

Ich schäme mich nicht an dieser Stelle einzugestehen, dass mich beim Lesen des Gedichts bis zum heutigen Tage starke Rührung erfasst, ja an gewissen Tagen sogar die Tränen kommen wollen. Was ist das, was diese etwas peinliche körperliche Reaktion erzeugt: *Eichenbaum* und *Veilchen* oder *Küsste und sprach auf Deutsch, ich liebe dich?*

Wir wissen aus der Literaturgeschichte, dass in Heines Texten ständig eine feine Ironie mitschwingt. Er spielt mit romantischen Klischees wie hier „Eichenbaum, Veilchen“ und „Traum“. Die Ironie als rhetorische Figur wurde Heines literarisches Markenzeichen. Er benutzte sie, um dem Lesenden mehrere Deutungsmöglichkeiten zu offerieren. Wenn wir hier neben dem literarischen auch von einem kognitiven Verstehensprozess ausgehen, ergibt sich folgendes Szenarium: Beim Lesen werden unterschiedliche Bedeutungsmerkmale relativ simultan aktiviert. Der Begriff „Eichenbaum“ wird mit dem aus der Erfahrung gespeicherten Merkmalen abgeglichen; der literarisch gebildete Leser wird auch „Eichenbaum“ mit der deutschen Romantik assoziieren usw. Welche Bedeutungsmerkmale die Überhand gewinnen, d.h. zu Tränen rühren, ist unmöglich auszumachen. Darin besteht aber gerade die Wirkung der Ironie. Es wird Mehrdeutigkeit vorgetäuscht. Der Dichter behauptet etwas, das seiner wahren Überzeugung nicht oder nur teilweise entspricht. Diese Mehrdeutigkeit ist beim Lesen ständig präsent. Sie muss nicht, aber kann beim Lesen durchschaut werden. Allerdings passt die Lesereaktion, das Zutränengerührtsein, so gar nicht zur Wirkung der Ironie. Diese Wirkung tritt dennoch ein, obwohl die Ironie in Heines Zeilen der Leserin wohlbekannt ist. Aber wer Ironie im Text erfasst, weint doch nicht gleich! Ironie löst beim Lesen gewöhnlich keine körperliche Trauer aus. Das Weinen ist eher Ausdruck einer Art Hilflosigkeit vor dem durch Sprache Assoziierten. Erinnerungen werden geckt: Bilder, Laute, Gerüche und Berührungen, die im Verborgenen gelagert waren, werden wieder lebendig. Diese körperlichen Reaktionen, die in der Linguistik der emotiven Bedeutung von Lexemen zugeordnet werden, gehören zum Bedeutungsrahmen „Heimat“. Wenn man Heines Zeilen – „Man glaubt es kaum, wie gut es klang das Wort: Ich liebe

dich!“ - noch einmal betrachtet, dann scheint hier gar keine Ironie vorzuliegen, sondern die Beschreibung eines tiefen, starken Gefühls eines verlorenen Glücks, das sich intensiv auf die Leserin überträgt. Wo bleibt nun Heines Ironie? Wird sie vielleicht von der Leserin verdrängt? Sehen wir uns einen weiteren Text von Heine an. Hier scheint auch für ungeübte Leser von Heines Texten seine Ironie schon auf der Sprachoberfläche verkörpert zu sein. Dazu müssen wir aber Folgendes aus Heines Biographie wissen: Im Oktober 1843 reiste Heine von Paris nach Hamburg, um seine Familie wiederzusehen. Er war mehr als zwölf Jahre nicht mehr in der Heimat gewesen, doch das Heimweh hatte ihn überwältigt. Auf dieser Reise von Frankreich nach Deutschland entsteht Heines größtes und packendstes Werk, das Gedicht „Deutschland. Ein Wintermärchen“. Es ist hochpolitisch und sehr persönlich zugleich. Heine schreibt im Vorwort:

Das nachstehende Gedicht schrieb ich im diesjährigen Monat Januar zu Paris, und die freie Luft des Ortes wehete in mancher Strophe weit schärfer hinein, als mir eigentlich lieb war.³

Er deutet hier an, dass er sich in Paris zwar frei fühlte, aber dennoch schmerzte ihn der scharfe Ton in Frankreich gegen sein geliebtes Deutschland. Heine war frei aber unglücklich; es ist ein wiederkehrender und allzu bekannter Zustand von Immigranten. Das Gedicht beginnt mit den Worten⁴:

Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reist ich nach Deutschland hinüber.
Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt ich ein stärkeres Klopfen
In meiner Brust, ich glaube sogar
Die Augen begunnen zu tropfen.
Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zumute;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz

³ Entnommen: Heines Werke. In fünf Bänden. Zweiter Band. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1976. S. 89.

⁴ Entnommen: Heines Werke. In fünf Bänden. Zweiter Band. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1976. S. 93.

Recht angenehm verblute.

Wieder ist die Leserin bei diesen Zeilen zu Tränen gerührt und wieder fragt sie sich, woran es denn liegen könnte. Tatsächlich waren es sich wiederholende reale Umstände in der Biographie der Leserin, die zu ähnlichen körperlichen Reaktionen führten. Heines Gedicht scheint für sie wie ein Barometer der Gefühle zu wirken. Die Leserin reiste nämlich im November genau 146 Jahre später „nach Deutschland hinüber“ und als sie „an die Grenze kam“ und „die deutsche Sprache vernahm“, spürte sie ihren Körper beben und Tränen rannen über ihr Gesicht. Seitdem können Heines Zeilen bei der Leserin zu anderen Zeiten und an anderen Orten die gleiche körperlichen Reaktionen von Neuem hervorrufen. Woran liegt das? Warum ist diese Wirkung der Sprache so stark? Wodurch werden diese emotionalen Reaktionen hervorgerufen und wie werden sie aktiviert? Zugegebenermaßen scheinen diese Fragen vielleicht etwas sehr weit hergeholt, d.h. abseits vom literaturhistorischen Zusammenhang zu liegen. Aber es ist doch legitim zu fragen, warum das Leben in der Fremde für alle Menschen eine so große schick-salshafte Herausforderung ist und welche Rolle dabei die Muttersprache spielt. Daran schließen sich weitere Fragen an: Warum ist es für die Entwicklung eines Menschen seine Muttersprache so wichtig und warum fühlt sich der Mensch heimatlos, wenn er seine Muttersprache nicht mehr sprechen darf? Diese Fragen lassen sich nicht durch kulturwissenschaftliche Argumente aus dem Weg schaffen. Sicher, alle Menschen sind unterschiedlich. Daher ist das friedliche Neben-einander der verschiedenen Kulturen ein wichtiger Faktor des demokratischen Zusammenlebens in einer Gesellschaft. Es lebe der Unterschied, könnte man hier auch zusammenfassen. Dennoch scheint es mir, dass wir vergessen haben, dass alle Menschen, so unterschiedlich sie auch sind, grundlegende biologische und kognitive Voraussetzungen gemeinsam haben. In diesem Sinne sind wirklich alle Menschen gleich! Bereits in den 1980er Jahren konnte man in der Neurolinguistik nachweisen, das Neugeborene nicht nur die Stimmer der eigenen Mutter erkennen können, sondern das sie sich auch an noch vor der Geburt gehörte Stimmuster erinnern können. Alle Neugeborenen auf unserer Erde zeigen auch ein prinzipielles Interesse an direkter Ansprache, dabei wird die Stimme der Mutter bevorzugt. Einige Monate später hat sich die Wahrnehmung des Säuglings so verschärft, dass er nur noch die ausschließlich

für die Muttersprache bedeutsamen Kontraste beachtet.⁵ Es spielt dabei keine Rolle, ob das Kind in den Steppen Asiens, in den südamerikanischen Anden oder im Stockholmer Schloss geboren wurde. Kurz gesagt, das kognitiv-soziale Konzept „Heimat“ beginnt bereits im Körper der Mutter eines jeden Kindes unabhängig davon, wo es geboren wird. Dazu gehören auch sein Geruchs- und Geschmackssinn, das Ertasten und das Sehen und deren Primärerinnerungen wie der Duft des Kiefernwaldes, die Farbe eines Sees oder das Geräusch einer alten Nähmaschine. Bei aller Kultivierung des Andersseins und Fremd-seins, haben wir gegenwärtig vergessen, dass alle Menschen prinzipiell die gleichen Grunderfahrungen teilen. Auf diese menschlichen Grunderfahrungen sollten wir mehr vertrauen, denn darauf ist unsere kulturübergreifende Menschlichkeit aufgebaut.

Anders verhält es sich mit von Menschen geschaffenen Maschinen, die verschiedene Sprachen verstehen und auch Sprachen übersetzen können, was inzwischen eine Reihe von Diskussionen über ethische und andere kulturelle Werte in Bewegung gesetzt hat. Die Frage, ob eine Maschine beim Kommunizieren empfindet bzw. wie sie denkt und welche Reaktionen dabei im Rezipienten, der sowohl ein Mensch als auch eine weitere Maschine sein kann, wird heutzutage viel diskutiert. Die Science-Fiction-Literatur hat diese Frage schon seit längerem aufgegriffen und phantasievoll weiterentwickelt. Sogenannte Androide, Roboter in menschlicher Gestalt, sind wegen ihres dramaturgischen Potentials, halb Mensch – halb Maschine, beliebte Helden im Science-Fiction-Genre. Mit dem Zusatz „Baby“ wurde der spanische Ausdruck „Hasta la vista“ 1991 in dem Science-Fiction-Film „Terminator 2 – Tag der Abrechnung“ von James Cameron verwendet und damit zu einer weltberühmten Replik. Seitdem wird er nicht nur im Deutschen als geflügeltes Wort benutzt. „Hasta la vista, Baby“ bedeutet „Hau ab und lass mich in Ruhe“. Die meisten, die diesen Ausdruck verwenden, kennen auch den Dialog aus dem Terminator-Film. Der Android, d.h. der Terminator, gespielt von Arnold Schwarzenegger, soll die menschliche Sprache erlernen, im Film ist es das Englische:

John Connor: No, no, no, no. You gotta listen to the way people talk. You don't say "affirmative" or some shit like that. You say "no problemo". And if someone comes on to you with an attitude, you say "eat me". And if you want to shine them on, it's "hasta la vista, baby".

⁵ Entnommen aus: Müller, Horst M. 2013. Psycholinguistik – Neurolinguistik. W.Fink Verlag, Reihe UTB. S.45-47.

The Terminator: Hasta la vista, baby.⁶

Der Spracherwerb geht im Film, anders als beim Menschen blitzschnell und emotionslos von-statten. Der Terminator sagt diese Replik noch einmal am Ende des Films und zerstört dabei seinen Widersacher, einen weiteren ihm technisch überlegenden Android. Was zuvor als Gruß-formel erlernt wurde, entwickelt sich zu einer tödlichen Geste der Abrechnung, ausgedrückt in spanischer Sprache, was an sich schon in einem amerikanischen Film ein starkes Deutungs-potenzial enthält. Der Android, der einem Menschen täuschend ähnlich sieht, hat hier etwas gelernt, aber eben wie Maschinen lernen. Der Terminator trifft mit seinem „Hasta la vista, Baby“ buchstäblich ins Herz – und tötet ohne Bedauern. Die Maschine aber weint nicht, sie kennt keine Moral.

⁶ Entnommen aus: https://en.wikipedia.org/wiki/Hasta_la_vista_baby (eingesehen am 9.6.2016)